Nr. 11. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Dienstag, 7. Januar 1908

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der parlamentarische Winter.

Morgen werden gleichzeitig der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus ihre durch die Weihnachtspause unterbrochenen Arbeiten wieder aufnehmen. Aus dem parlamentarischen Herbst treten wir in den parlamentarischen Winter ein. Ob es ein Winter des Mißvergnügens oder des politischen Fortschritts wird, das steht dahin. Nur so viel läßt sich schon jetzt sagen, daß der Aufschwung, den wir erhoffen, nicht von selbst kommt, sondern daß er durch redliche Arbeit im Dienst der Freiheit und der sozialen Erneuerung verdient sein will.

In Preußen ist noch immer keine Spur eines neuen Geistes zu erkennen. Selbst wenn man in einer Verbindung des nationalen mit dem liberalen Gedanken das höchste politische Leitmotiv erkennen wollte, müßte man zugestehen, daß in der Polenpolitik der preußischen Regierung und vollends in dem Kompromiß über die Ostmarkenvorlage von Liberalismus auch nicht die geringste Spur zu finden ist. Es handelt sich um eine Politik der brutalen Macht, die vielleicht auf einige Augenblickserfolge wird rechnen können, die aber die geschlossene nationale Phalanx auseinandersprengen und schon deshalb mit einem Fiasko endigen muß. Wem der Liberalismus mehr ist als eine schöne Fassade, wer auch im Gegner Menschenrecht und nationale Eigenart achtet, der kann die Enteignungspolitik in den Ostmarken nicht mitmachen, weil sie ihn selbst korrumpieren müßte. Was immer geschehen mag, um dem Deutschtum in den Ostmarken in seinem berechtigten Existenzkampfe zu Hilfe zu kommen: auch der preußische Staatsbürger, der polnisch spricht und polnisch denkt, darf nicht friedlos gemacht werden.

Wir werden auch bedenkliche Zweifel nicht los, wenn wir untersuchen, in welcher Weise die preußische Regierung für die durch die Ostmarkenpolitik und die Aufbesserung der Beamtengehälter hervorgerufene Lücke im Etat Deckung zu schaffen sucht. Was der preußische Finanzminister eigentlich beabsichtigt, das ist ja bisher noch nicht ganz deutlich zu erkennen. An sich steht auch einer weitergehenden Progression der Einkommensteuer von vier auf fünf Prozent nicht das geringste im Wege. Höchstens könnte man es als ein Unrecht bezeichnen, daß die kommunalen Zuschläge zur Staatseinkommensteuer untereinander so stark differieren. An sich hat es keine Bedenken, die großen Einkommen statt wie bisher mit vier, künftig mit fünf Prozent zur Einkommensteuer heranzuziehen. Aber es scheint fast, als ob der preußische Landtag selbst diese schärfere Heranziehung der großen Einkommen zu den Staatslasten nicht gutheißen will, ohne gleichzeitig auch die kleinen Einkommen stärker zu belasten. Ein solches Vorgehen würde einen bedauerlichen Mangel sozialen Geistes bedeuten, ohne den selbst ein so festgefügter Staat wie die preußische Monarchie heute nicht mehr bestehen kann.

Noch auffälliger tritt dieser Klassenegoismus in der Stellung zutage, die von den reaktionären Parteien zur Reform des preußischen Wahlrechts eingenommen worden ist. Wir wollen noch nicht einmal auf die konservative Anmaßung Gewicht legen, die von einer Wahlreform überhaupt nichts wissen will. Wenn die Konservativen nicht freiwillig an einer solchen Reform mitarbeiten wollen, dann wird sie eben über ihren Kopf hinweg beschlossen werden. Aber bedauerlich ist es unter allen Umständen, daß selbst die Nationalliberalen die frische Farbe der Entschließung nicht finden können, sich zur Einführung des Reichstagswahlrechts auch für Preußen zu bekennen, sondern daß sie mit dem Pluralwahlrecht eine neue Halbheit schaffen möchten. Auch wenn man zugestehen kann, daß das Reichstagswahlrecht in Preußen nicht mit einem Male, sondern nur schrittweise durchgeführt wird, so muß man sich doch hüten, einen falschen, vom Ziele ableitenden Weg zu verfolgen, wie er mit dem Pluralwahlrecht eingeschlagen werden müßte.

Der Liberalismus hat lange warten müssen, ehe die preußische Wahlrechtsreform auf die Tagesordnung des Abgeordnetenhauses gesetzt wurde. Am Freitag endlich soll der Wahlrechtsantrag der freisinnigen Parteien zur Verhandlung kommen. Wir würden es für eine Beleidigung dieser Parteien halten, wollten wir daran zweifeln, daß es ihnen mit ihrem Antrage auf die Durchführung des Reichstagswahlrechts in Preußen ernst ist. Gerade deshalb aber sollten sie der Regierung gegenüber keinen Zweifel lassen, daß für sie mit der preußischen Wahlreform auch der konservativ-liberale Block steht und fällt. Daß Fürst Bülow sich der Bedeutung des Augenblickes bewußt ist, das darf wohl ohne weiteres angenommen werden. So trägt er, wenn er am Freitag auf die Wahlreformanträge antworten wird, in der Brusttasche seines eleganten Gehrocks Krieg und Frieden für die freisinnigen Parteien. Nach der Wahlrechtsdebatte sehen wir uns wieder.

Wir haben das preußische Abgeordnetenhaus vorangestellt, weil hier die ersten Entscheidungen fallen werden. Im Reichstage liegt zunächst der wichtigste Teil der Beratungen in den Kommissionen. Was im Plenum während der nächsten Wochen verhandelt wird, die Versicherung der Privatangestellten, die neue Maß- und Gewichtsordnung, die Gewerbeordnungsnovelle, die Neuregelung des Unterstützungswohnsitzes, die Befreiung des Tierhalters von der Haftung, das Viehseuchengesetz und eine Reihe von Initiativanträgen aus dem Hause, das ist an sich gewiß für große Teile des Volkes bedeutungsvoll, aber es berührt nicht unmittelbar das Schicksal des Blocks.

Um so mehr wird der Block von den Kommissionsberatungen über Vereinsgesetz und Börsenreform in Mitleidenschaft gezogen. Wir nehmen an, daß sich in diesen Fragen eine Verständigung unter den Blockparteien zustande bringen läßt, aber wir sind zugleich überzeugt, daß eine Unterstützung weder von der Sozialdemokratie noch vom Zentrum zu erwarten ist. Beide Parteien werden bemüht sein, den Blockparteien so viel Knüttel wie irgend möglich zwischen die Beine zu werfen. Was der Block erreichen will, das muß er aus eigener Kraft zustande bringen. Das erschwert die Lage, aber es vereinfacht sie auch. Man wird wenigstens in absehbarer Zeit wissen, ob der Block lebensfähig ist.

In weiterem Verlauf des bevorstehenden Sessionsabschnittes ist dann noch, von den Kolonialfragen abgesehen, der Versuch einer Finanzreform im Reiche zu erwarten. Vorläufig hängt alles in der Schwebe. Aber auch an diesem Punkte muß sich die Reichsregierung klar werden, daß sich der entschiedene Liberalismus an einigen neuen Umdrehungen der indirekten Steuerschraube nicht beteiligen wird. Will man auf diese Weise der Finanznot im Reiche Herr werden, dann muß man sich ohne seine Unterstützung behelfen. Nur wenn der Grundsatz direkter Reichssteuern anerkannt wird, ist eine Blockmehrheit für die Finanzreform zu gewinnen. Es wäre zu wünschen, daß sich die verbündeten Regierungen über diese Zwangslage nicht durch leere Hoffnungen hinwegzuretten suchen. Sie könnten sonst eine herbe Enttäuschung erleben.

In jedem Fall wird sich zwischen Weihnachten und Ostern entscheiden, ob Fürst Bülow mit seinem Paarungsruf der deutschen Politik neue Bahnen gewiesen hat, oder ob der Block nur einen Umweg zu der Wiederaufrichtung der Zentrumsherrschaft in deutschen Landen bedeutet. Wir hoffen, daß sich auch die beiden Parlamente, die morgen zusammentreten, über den Ernst der Stunde klar sind. Versammelt euch Ihr, fanget an!

Die Reform der Telephongebühren.

Die von uns bereits angekündigte **Konferenz über die Reform der Fernsprechgebühren** hat heute vormittag 10 Uhr im Reichspostamt begonnen. Den Vorsitz der Konferenz führt Staatssekretär Kraetke. An der Konferenz nehmen ferner teil: Unterstaatssekretär Sydow, mehrere Beamte des Reichspostamtes, sowie Vertreter von Handel, Industrie und Landwirtschaft. Die Berliner Handelskammer ist durch ihren zweiten Präsidenten Geheimrat Robert v. Mendelsohn, der Verein der Berliner Kaufleute und Industriellen durch seinen Vorsitzenden Geheimrat Emil Jacob, die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft durch den Stadtältesten, Reichstagsabgeordneten Kaempf, vertreten. — Die bayerische Telegraphenverwaltung hat ebenfalls mehrere höhere Beamte in die Konferenz entsandt. Die bayerischen Interessentenverbände werden durch folgende Mitglieder vertreten: Kommerzienrat Otto v. Pfister als Vertreter der Handelskammer in Nürnberg, Handelsrichter Josef Gantsch als Vertreter der Gewerbekammer für Oberbayern. Als Vertreter der bayerischen Landwirtschaft ist Reichsrat Max Freiherr v. Soden-Fraunhofen anwesend. Als Vertreter des bayerischen Handels Kommerzienrat Max Nagler. Die Gesamtzahl der Teilnehmer an der Konferenz beträgt 50. Die Verhandlungen sind vertraulich. Die Konferenz wird mehrere Tage in Anspruch nehmen.

Im Mittelpunkt der Konferenz steht die von uns bereits mitgeteilte Denkschrift des Staatssekretärs des Reichspostamtes, deren Hauptforderung ist, an Stelle des bisherigen gemischten Systems lediglich eine Pausch- und Gesprächseinzelgebühr einzuführen. Die Meinungen über diesen Modus gingen, wie wir hören, in der Konferenz weit auseinander. Während die Vertreter der Landwirtschaft darauf hinwiesen, daß das platte Land durch die Denkschrift nicht genügend berücksichtigt sei, wurde von den Vertretern des Handels und der Industrie die Höhe der Gesprächseinzelgebühr kritisiert. Von seiten des Vertreters des Reichspostamtes wurde dem entgegengehalten, daß die Denkschrift nicht das endgültige Resultat der Erwägungen im Reichspostamt darstelle, sondern daß man im Gegenteil erst nach dem Ergebnis der Konferenz dem Reichstage definitive Vorschläge vorlegen wolle.

Die „Times".

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 7. Januar.

Folgende autoritative Erklärung wird heute von der „Times" veröffentlicht: „Es sind Unterhandlungen im Gange, durch die beabsichtigt wird, die „Times" in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht unter dem Präsidium des Herrn Walter zu verwandeln. Die Zeitung wird wie früher im Printing House Square gedruckt. Die geschäftlichen Angelegen-

Fontane-Nachlese.

Von (Nachdruck verboten.)

Monty Jacobs.

Theodor Fontanes Tod beschloß die seltsamste Dichterlaufbahn: ein fast achtzigjähriges Leben, einen knapp zehnjährigen Ruhm. Denn Effi Briests Schöpfer feierte seine entscheidenden Triumphe in einem Alter, da die Menschen sonst nur noch Jubiläen feiern. Vor ihm schon gab es weißhaarige Künstler, deren Schritt nicht erlahmte. Aber keinen, der seinen Gang erst zu beflügeln schien, als es Abend wurde.

Deshalb wirkte sein Scheiden auch auf die junge Generation wie der jähe Verlust eines Kameraden, nicht eines Patriarchen. Seine Zeit hatte sich, den Grabrednern zum Trotz, noch nicht erfüllt.

Ohne Ueberraschung lassen sich Fontanes Verehrer daher auch fernerhin noch von ihm beschenken, als ob der Tod für ihn so wenig wie das Alter eine Grenze bedeute. Zweimal schon durften wir posthume Gaben seines Gepräges einheimsen: die Familienbriefe und die Auswahl der Theaterplaudereien, Publikationen, die an Reiz und Kurzweil keinem seiner Romane nachstehen. Nun tut sich die große Mappe zum dritten Male auf: Ungedrucktes und Verschollenes, Vers und Prosa aus fünf Jahrzehnten wird uns von Josef Ettlinger geschenkt. Ein Altersporträt des Dichters und eine schöne Gabe Menzels zu einem siebzigsten Geburtstag schmücken den Band: Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. (Verlag F. Fontane u. Co.)

Dieses Buch stellt nach den Worten des Herausgebers keine Fortsetzung, sondern nur eine Ergänzung des Lebenswerks dar. Es soll dem Kreise der Anhänger keinen neuen Zuwachs werben, denn es „bedingt als Voraussetzung bei dem Genießenden die Bekanntschaft mit des Dichters Werken selbst". Eine kluge und bescheidene Ausdrucksform für eine stattliche Errungenschaft! Denn die einschränkenden Worte beugen nicht nur einer Enttäuschung der Leser vor. Sie sprechen deutlicher als Festreden und Lobestiraden die Wandlung aus, die sich vollzogen hat. Bei Lebzeiten hatte Theodor Fontane allen Grund, in einem Brief über „die Gleichgültigkeit der Menschen gegen Poetereien" zu murren. Jetzt aber darf ein Buch auf gute Aufnahme rechnen, nicht weil es ein Meisterwerk enthält, sondern weil es von Theodor Fontane stammt. Die große Gemeinde hat sich in der Stille gebildet, und sie bewahrt ihrem Oberhaupt ein desto frischeres Gedenken, weil es gleichsam auf der Kanzel, nicht im Schmollwinkel des Emeritus starb. Sie freut sich, Neues finden zu können, wie die seelischen Enthüllungen der Familienbriefe. Aber sie ist auch zufrieden, wenn sie nur das Alte wiederfindet, wenn sie den vertrauten Tonfall der Fontaneschen Stimme noch einmal vernehmen darf.

Diesen Wünschen kommt die neue Auslese aus dem Nachlaß entgegen. Denn sie wendet sich nur an die Gläubigen, im Gegensatz zu Olga und Heinrich Spiero's Fontane-Brevier (1905), das die Ungläubigen locken und bekehren will.

Aber gerade die Bereitwilligkeit der Anhänger schärft die Vorsicht der Nachlaßpfleger, die Geduld ihres Publikums nicht fahrlässig auszunützen. Ettlingers Vorwort lehrt, wie sorgsam die Manuskripte durchgesiebt wurden, die sich im Laufe eines langen Daseins angesammelt hatten. Aus vierzig Konvoluten ist nur ein Roman, eine Gedichtnachlese, eine Gruppe literarischer Studien ausgewählt worden.

Der Roman „Mathilde Möhring" reizt in dieser bunten Schüssel naturgemäß am stärksten den Appetit. Kein Fragment, kein Jugendversuch, sondern ein lückenlos ausgearbeitetes Werk aus der letzten, besten Schaffenszeit Fontanes, aus der Nachbarschaft der „Poggenpuhls" und des „Stechlin". In einem Gespräch mit Rudolf Lindau, dessen Aufzeichnung der Nachlaßband bringt, erzählt der Dichter, wie seine Erzählungen entstehen. Stockungen gibt es für ihn nicht, aber deshalb ist er doch der langsamste Arbeiter von der Welt. „Nur aus Stilgefühl, aus Feile. Das, was ich hingeschrieben habe, genügt mir nicht. Und das Basteln, das nun nötig wird, kostet dreimal mehr Zeit als die erste Niederschrift und zwanzigmal so viel Zeit als der erste Entwurf." Dieses lehrreiche Gespräch ist fast ein Jahrzehnt vor der Entstehung des Romans „Mathilde Möhring" geführt worden. Aber die Arbeitsmethode Fontanes wird sich inzwischen schwerlich noch geändert haben. So scheint das Rätsel gelöst, warum er dieses scheinbar fertige Werk bei Lebzeiten nicht veröffentlichte. Was wir besitzen, ist die erste Niederschrift, nach Ettlingers Zeugnis bereits mehrfach überarbeitet. Aber das „Basteln", das oft jahrelang währte, war eben noch nicht zu Ende, als sein Leben erlosch. Vielleicht wurde die Selbstkritik auch noch von außen her verschärft. In der prächtigen Studie über Willibald Alexis, die der neue Band seinen Schriften einreiht, spricht Fontane von der „Freundschaftskritik, von der Tag um Tag geübten, stillen Negation der nächsten Umgebung". Ein Stoßseufzer, der deutlich genug auf eigene Erlebnisse hinweist.

Ohne Zweifel steht der kurze Roman, der aus solchen Gründen im Schreibtisch verschlossen blieb, nicht auf der Höhe verwandter Schöpfungen wie „Stine", wie „Irrungen, Wirrungen". Aber er ist Fontanisch von der ersten bis zur letzten Zeile und darum sei Mathilde Möhring als Spätling im Kreise ihrer Berliner Schwestern willkommen. Sie ist kleiner Leute Kind, und ihre verwitwete Mutter muß in der Georgenstraße Zimmer vermieten. Aber Mathildes Ehrgeiz trachtet nach dem Aufschwung in höhere Lebenssphären. Sicher und planmäßig geht sie vor, ohne Phantasterei, mit dem klaren Sinn ihrer Landsleute für das Erreichbare. Sie träumt nicht von Prinzen, die sie in goldener Kalesche abholen, sie überschätzt ihre Reize nicht, aber sie weiß, daß sie „propper" ist, und daß ihr „Gemmengesicht" Liebhaber findet. Gewohnt, die kleinmütige Mutter zu beherrschen, macht sie ihre Ueberlegenheit geltend, um ihrem Chambregarnisten, dem Studenten Hugo Großmann, unentbehrlich zu werden. Es ist nicht sein Schade. Denn der Willensschwache, der ein wenig haltlos durch die Welt taumelt, findet seinen Lebensweg erst, als er sich mit der gescheiten kühlen Berlinerin verlobt. Sie zwingt ihn mit sanfter Gewalt ins Examen, sie verschafft ihm den Wirkungskreis, den er braucht: den Bürgermeisterposten einer Kleinstadt. Sein früher Tod läßt ihre Hoffnungen scheitern, ohne daß die Schicksalslaune ihre Energie zu lähmen vermag. Sie kehrt in die Vaterstadt zurück, um sich als Lehrerin eine neue Existenz zu zimmern.

Hart und spröde, eine Rechnerin, für die das Leben keinen Rausch, keinen Traum, kein Geheimnis birgt, so schreitet dieses Berliner Mädchen seinem Ziel entgegen. Fontane, niemals ein verliebter Vater seiner poetischen Kinder, schwelgt ordentlich in der Ausmalung ihrer Nüchternheit, ihrer Reizlosigkeit. Desto hübscher ist es, zu beobachten, wie ein gut Teil seiner eigenen Wärme unversehens in das Wesen der praktischen Lebenskünstlerin hineinquillt. Mathilde versteht